

Deutsch-Ostafrikanische Zeitung.

Publikationsorgan der Wirtschaftlichen Vereinigung von Darressalam und Hinterland.

Darressalam
10. Feb. 1909.

Erscheint
zweimal
wöchentlich.

Abonnementspreis

Für Darressalam vierteljährlich 4 Rupee, für die übrigen Teile von Deutsch-Ostafrika vierteljährlich einschließlich Porto 6 Rupee. Für Deutschland und sämtliche anderen deutschen Kolonien vierteljährlich 6 Mark. Für sämtliche anderen Länder halbjährlich 11 Mk. — Bestellungen auf die D. O. A. Zeitung werden sowohl von der Hauptredaktion in Darressalam (D. O. A.) wie von der Berliner Geschäftsstelle der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung Berlin S. W. Alexanderstr. 9/10 entgegengenommen. — Bei Bestellungen empfiehlt sich der Zufuhr: „Zahlung unter Kreuzband direkt von Darressalam“, da dies der schnellste Expeditionsweg ist. — Im Interesse einer pünktlichen Expedition wird möglichst um Vorausbezahlung der Bezugsgebühren gebeten. Wird ein Abonnement nicht abbestellt, gilt dasselbe bis zum Eintreffen der Abbestellung als schlusswendig erneuert.

Insertionsgebühren

Für die halbjährliche Beilage 50 Pfennige. Für die Beilage für ein einmaltiges Inserat 2 Rupee oder 3 Mark. Für Familienanzeigen sowie größere Inseratsaufträge tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

Die Annahme von Inserations- und Abonnements-Kaufträgen erfolgt sowohl durch die Hauptredaktion in Darressalam wie bei der Berliner Geschäftsstelle der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung Berlin S. W. Alexanderstr. 9/10. Abonnements werden außerdem von sämtlichen deutschen Postämtern und Österreich-Ungarns angenommen. Vorkaufspreise: Netto 10. Telegramm-Adresse für Darressalam: Zeitung Darressalam. Telegramm-Adresse für Berlin: Schlabeckstr. Berlin Alexanderstrasse.

Jahr-
gang XI.

No. 11.

Ist ein Ostafrikanisches Deutsch-land möglich?

Originalbericht von Dr. Paul Rohrbach für die D. O. A. Z.

III.

Rathenau schreibt weiter: „Erstarkt aber die Einzelproduktion bis zu einem gewissen Grade — und dies zu hindern wäre nur eine ebenso konsequente wie missverständliche Regierungspolitik im Stande — so schwebt über Pflanzern und Ansiedlern die gleiche unabwendbare Gefahr der Konkurrenz. Denn der Schwärze kennt weder Anlagekapital noch Verzinsung, Servierungskosten, Abschreibungen, Zeitverzerrung. Seine Erzeugungskosten sind gedeckt, wenn er sich den Tag über ernährt hat. Konkurrenzfähig bleiben ihm gegenüber nur die dem Großkapital und der Kapitalassoziation vorbehaltenen Erzeugnisse.“

Es ist merkwürdig, daß ein so scharfsichtiger Mann wie Rathenau so ansehbare, auf der unzutreffenden Verallgemeinerung einzelner Beobachtungen fußende Sätze schreiben kann. Wahrscheinlich schweben Rathenau bei seiner Idee von der überwältigenden Macht der Eingeborenenkonkurrenz Tatsachen vor wie die, daß die Kaffeeproduktion der Europäer in Usambara zur Zeit aus bekannten Gründen meist unrentabel ist, wogegen die eingeborenen Kaffeekulturen am Viktorialsee günstig produzieren. Hätte Rathenau die Kaffeepflanzungen der europäischen Ansiedler am Kilimandjaro und Meru — alles Leute, die mit geringen, zum Teil mit minimalen Mitteln angefangen haben — mit eigenen Augen gesehen, so wäre er nie auf die Idee gekommen, daß Eingeborene das annähernd nachmachen und mit ihrer Konkurrenz die Rentabilität einer solchen Produktion gefährden könnten. Was der Eingeborene an Produktionskosten vermöge seiner Bedürfnislosigkeit spart, das wird der Weiße, wenn die Verhältnisse sonst vergleichbar sind (der Usambarakaffee ist der allerungeeignetste Ausgangspunkt für den Vergleich), durch die größere Umsicht und Zweckmäßigkeit in der Anlage seiner Kulturen, durch Düngung, Maschinen, rationelle Ernte und Aufbereitung, bessere Ausnutzung der Marktlage, sobald erst Eisenbahnen in die Siedlungsgebiete führen und die notwendigen Erfahrungen gesammelt sind, reichlich wett und mehr als wett machen. Man denke nur daran, welche mächtigen Hilfsmittel vor allem die genossenschaftliche Organisation und der Pflanzungsbetrieb mit Zwischen- und Nebenkulturen (Baumwolle, Mais) sind — letzteres eine Methode, durch die Anlage- und Gewinnungskosten für bestimmte Produkte bei geschickt aufgebautem Wirtschaftskreislauf auf ein Minimum reduziert werden können. Das alles sind Dinge, an die der „konkurrierende“ Eingeborene nie in ähnlicher Weise denken kann. Und wie stellt sich Rathenau vollends die Konkurrenz zwischen den weißen Ansiedlern und den Schwarzen auf dem Gebiete der Viehzucht vor. Will er etwa die Massais auch mit importiertem Zuchtmaterial, mit Simmentaler oder Shorthornkühen, Bouillet- oder Elektoralböcken wirtschaften lassen? Auf Rassenverbesserung und rationeller Züchtung wird sich die Viehzucht der weißen Farmer zukünftig in Ostafrika ebenso gut aufbauen wie sie es im britischen Südafrika schon seit lange tut und im deutschen ebenso erfolgreich zu tun beginnt. Diese Methoden sind aber den viehhaltenden Eingeborenen auf absehbare Zeit höchstens in elementaren Zügen und dann meist nur unter weißer Anleitung und Aufsicht zugänglich.

Die ganze Frage der Konkurrenz zwischen Weißen und Eingeborenen muß aber außerdem noch unter einem anderen Gesichtspunkte angesehen werden: dem der möglichst durchgeführten räumlichen Trennung zwischen Gebieten mit vorwiegend weißer und vorwiegend eingeborener Wirtschaft. Schwierigkeiten wird das nur an einer einzigen Stelle — in Ruanda-Urundi — machen. Dort wird es aber auch zweifellos am längsten dauern, bis die Sache praktisch wird. Außer dem bereits ziemlich dicht von eingeborenen Heferbauern und Viehzüchtlern bewohnten äußersten Nordwestgebiet der Kolonie kommen für die weiße Besiedlung hauptsächlich in Betracht Usambara, das Kilimandjaro-Meru-gebiet, die Länder zu beiden Seiten des Grabenrandes

etwa zwischen dem nördlichen Vorlande von Ugo und der englischen Grenze, darnach Uhehe und ein Teil der Randgebiete östlich und nördlich um den Nyassa. Für Usambara und das Gebiet der großen Vulkane kommen an Eingeborenen außer den Waschamba und Waschagga nur noch ganz kleine Sphitter, Wopare, Wameru, Waruscha u. dergl. in Frage; die Vabenländer, die in erster Linie für Viehzucht, stellenweise aber auch für intensive Agrikultur geeignet erscheinen, sind im Durchschnitt dünn bevölkert; ebenso der größere Teil der Gebiete am Nyassa; den Wahehe schließlich ist ihr Schicksal dadurch vorzeichnet, daß sie unverbesserliche Viehhalter und aller Artarbeit feind sind. Wird Uhehe in eine höhere Form der Kultur genommen, so müssen sie dorthin weichen, wo sie einer solchen nicht im Wege sind. Es bleiben also Waschamba und Waschagga. Diesen muß billigerweise ein gewisser Laidesitz gelassen werden, um ihnen in wirtschaftlicher Beziehung etwas Selbstständigkeit und Rückhalt gegen zu weitgehende Ausnutzung zu gewähren; andererseits ist es selbstverständlich, daß sie weder beanspruchen können, für alle Zeiten die Landverschwendung zu treiben, die von der Vabanenkultur unzertrennlich ist, noch Landreservate auf Zuwachs angewiesen zu erhalten. Wenn seinerzeit z. B. bei der Befreiung der russischen Bauern von der Leibeigenschaft unter Kaiser Alexander II. die den freiwerdenden Bauern zugeprochene Landquote absichtlich so bemessen wurde, daß die Leute auch noch durch Lohnarbeit auf dem Gutslande etwas zu verdienen sollten, — sonst wären die Gutsherren überhaupt ohne Landarbeiter geblieben — so wird ein ähnliches System wohl auch bei den Waschagga und Waschamba angebracht sein, die vor der deutschen Herrschaft durch die Massaiüberfälle ungleich mehr eingeengt waren, als es jetzt und fernerhin der Fall sein wird.

Ebenso natürlich wie die genannten Gebiete dazu bestimmt sind, des weißen Mannes Land zu werden, ebenso natürlich ist es, daß Länder wie Ronde, die Ulangabene, die Ufergebiete der Seen, Ugo oder Uhamwisi trotz ihrer teilweise großen Fruchtbarkeit, von einzelnen Plantagenunternehmungen abgesehen, aus klimatischen Gründen der Eingeborenenkultur vorbehalten bleiben müssen. Sicher ist es hier Aufgabe unserer Wirtschafts- und Eingeborenenpolitik, die Entwicklung in solche Bahnen zu lenken, wie sie Deenburg und Rathenau vorzeichnen. Nur muß es gelten, daß dort, wo der deutsche Ansiedler wohnen und arbeiten kann, er und nicht der Schwarze das politische und wirtschaftliche Ziel ausmacht, auf das wir lossteuern. Rathenau schreibt ja selbst trotz seiner Bedenken gegen die weiße Ansiedlung, daß es „eine starke Uebertreibung“ wäre, zu meinen, das deutschostafrikanische Schutzgebiet sei ein Land für Schwarze und nicht für Weiße. Damit ist unser Standpunkt grundsätzlich anerkannt, und es handelt sich nur darum, die Konsequenzen daraus zu ziehen. Die erste und wichtigste Konsequenz, das haben wir in diesen Ausführungen schon mehrfach betont, heißt hier: Verbindungen und Abfuhrwege schaffen. Nehmen wir als das zur Zeit dringlichste Beispiel den Kilimandjaro samt seinem Hinterlande, und außerdem Westusambara. Man schaffe hier ein für Dschentarien fahrbares Strahlennetz bis an die Tsellegrenze hinunter, mit Kraftwagenanschluß zur Bahn, und dort einen Schienenweg, so ist damit die fundamentale Vorbedingung für das Gedeihen der Besiedlung erfüllt — derjenigen Besiedlung, die den Anfang des ostafrikanischen Deutschland bilden wird. Keine Ansiedlungsbeihilfen, keine staatliche Pöppelung, kein Herbeiführen von Ansiedlern unter halber oder ganzer Verantwortung der Regierung! Es ist ein sehr gutes Wort: Wir rufen niemand, doch ist jeder willkommen, der auf eigene Verantwortung kommt. Aber wenn das Wort seinen rechten Sinn haben soll, dann muß man doch das Land für die Leute, die ungerufen willkommen sein sollen, auch aufmachen. Wenn man keine Bahn zum Kilimandjaro bauen will, dann ist es gerade so, als wenn man sagt: Wer kommt, ist willkommen — aber die Tür bleibt zugeschlossen. Die Besorgung, daß die Bahn nach dem Kilimandjaro nicht rentieren wird, ist vollkommen gegenstandslos. Sie wird sehr gut rentieren, sobald das Land dort erst unter Kultur steht.

Wenn man alles zusammenrechnet, was in Ostafrika an besiedlungsfähigem Lande (abgesehen von Ruanda und Urundi, die ein besonderes der Zukunft vorbehaltenes Problem bilden) vorhanden ist, Weidengebiete und zum Anbau geeigneter Areal zusammengenommen, so ergibt sich mindestens eine derjenigen ganz Sub-saharischen gleichkommende Ausnahmefähigkeit für eine dauernde weiße Bevölkerung, für bodenständiges deutsches Afrikanertum. Während aber in Südwest die extensiv Viehwirtschaft überwiegen muß, die grundsätzlich auf Exportproduktion hin züchtet, wird das Bild der ostafrikanischen Ansiedlerwirtschaft teilweise ein anderes sein. In weiten Gebieten allerdings, namentlich im Nordosten, wird die Formerei der von Südwestafrika sehr ähnlich sein — nur daß der Umfang der einzelnen Viehherden, dem größeren Reichtum der Weiden entsprechend, ein bedeutend geringerer sein kann. Überall dort dagegen, wo nicht Weidewirtschaft, sondern Agrikultur geboten erscheint, wird sich das Bild in den Grundzügen so gestalten, daß die Existenz des Ansiedlers einerseits auf der Eigenproduktion aller derjenigen Dinge beruht, die für den Lebensunterhalt der Familie und des gesamten Hauswesens, einschließlich der farbigen Arbeiter, notwendig sind, andererseits auf dem Verkauf irgend eines gangbaren Produkts, sei es für den Weltmarkt. Auf diesem letzteren Wege wird sich der Kolonist die zur Befriedigung seiner persönlichen Bedürfnisse und zur Aufrechterhaltung seiner Wirtschaft notwendigen Vorräte verschaffen. Eine reine Naturalwirtschaft, die zwar vom eigenen Acker und vom eigenen Vieh den physischen Lebensunterhalt gewährt, aber aus Mangel an Baargeld auf die Entwicklung aller höheren Bedürfnisse verzichten muß, würde der Kolonie zwar immer noch einen weißen Ansiedlerstamm ähnlich den alten südafrikanischen Buren liefern, aber weltwirtschaftlich das Land nicht voranbringen.

Die vorgetragenen Argumente werden aber hoffentlich genügen, um jene Besorgnis zu zerstreuen, die Ansiedler würden nichts zu verkaufen finden und darum auf die Dauer zu einer harten und kümmerlichen Existenz verurteilt bleiben. Man sei sich nur über die klimatisch, und physikalisch geeigneten Ansiedlungsgebiete klar, man schaffe nur leistungsfähige moderne Verkehrsmittel, man treibe nur eine ruhige und unbeeinträchtigt von Theorien, Vorurteilen und Viehhäbereien aufs Ziel blinde Land- und Besiedlungspolitik mit dem obersten Grundsatze weitgehender Selbsthilfe und Selbstständigkeit der Ansiedler — und alles Uebrige wird von selber kommen. Vorläufig sind der Kilimandjaro, der Meru und ihr Hinterland das einzige in Betracht kommende Besiedlungsobjekt, und neben ihnen in kleinerem Maßstabe noch Westusambara.

Bei dieser Gelegenheit mag auch noch zum Schluß auf eine besondere Gefahr hingewiesen werden, die gerade hier droht. Sie besteht darin, daß man über dem Straßenbau zum Kilimandjaro Bedenken trägt, an den Eisenbahnbau heranzugehen. Dieser Straßenbau, das muß gesagt werden, ist ein Grundirrtum gewesen, und jedes weitere Stück Geld, das an ihn gewendet wird, ist nutzlos, ja schädlich. Die Straße hat schon joviell Mittel verschlungen, daß man dafür ein schönes Stück Eisenbahn hätte bauen können, und wenn sie je fertig wird, so wird das noch Jahre und Jahre dauern, noch etliche Male so viel Geld kosten, als schon aufgewendet ist, und dann wird man sich doch sagen müssen: Wenn aus dem Kilimandjaro und den Ländern dahinter etwas werden soll, dann müssen wir neben die Straße noch eine Bahn bauen. Also lieber den Fehler eingestehen und ihn nicht dadurch schlimmer machen, daß man hinter dem schlechten Gelde immer weiter noch gutes hinterherwirft!

Koloniale Aphorismen.

Von Reg.-Rat Zache.

Auch die indirekte Besteuerung muß dazu benutzt werden, den Eingeborenen zum Arbeitstun zu veranlassen. Diesen Zweck hat unsere — von Zollfachmännern unter überwiegend finanzpolitischen Gesichtspunkten aufgestellte — koloniale Zollpolitik